



Unsere Heimat

Beilage zur Kösliner Zeitung

Nr. 25

Montag, den 22. Christmond 1930.

Nr. 25

Bilder aus dem Dorfleben vor fünfzig und mehr Jahren.

7. Vom Flachsbaue, Spinnen und Weben.

Von F. A s m u s, Kolberg.

Das Spinnen und Weben war eine früher in pommerischen Dörfern sehr gebräuchliche, heute nur noch selten geliebte Beschäftigung. Man fertigte nicht nur schöne, haltbare Leinwand für Wäsche und Bettzeug, sondern auch für Kleider an. Die Bäuerinnen waren stolz auf ihre selbstgefertigten oder ererbten Gewandstücke.

Weshalb wurde viel Sorgfalt und Mühe schon auf den Anbau des Flachses verwandt. Man nahm hierzu nur gute, fruchtbare, sandige, fruchtbaren Boden. In einem alten landwirtschaftlichen Ratgeber heißt es: „Wenn der Lein soll gefäet werden, so muß man solchen in einen Saad safen und ihn aus einem reinen Tuche säen, sonst, wo er in einen Mehlsaad gefaet wird, so bekommt er viel Geide. Wenn der Lein im letzten Viertel des Monats gefaet wird, blühet er und reifet zahlreich und soll der beste sein. Den Lein muß man in drei Zeiten säen, den frühen im Waspurgis, den mitteren die Woche vor Pfingsten und dann im Bitt (15. Juni) den späten und letzten!“ Nähere Landrente nahmen den 9. Mai (Job), den 19. oder den 24. Mai (Esther). Job und Esther safen sehr langes Haar gehabt haben; das war eine gute Vorbedeutung für das Wachstum des Flachses.

Den Flachs vom Unkraut rein zu halten, war eine Hauptforge der Bäuerin, deren Mägde rechtzeitig „wieten“ mußten. Nach der Reife wurde der Flachs ausgerupft und getrocknet, dann von den Knoten befreit und auf die Spreite gelegt und nun in Wochenlang im Felde ausgebreitet, damit Sonne, Wind und Regen die holzigen Teile des Stengels mürbe machen. Im heißen Backofen wurde hierauf der Flachs getrocknet und, wenn das gefchehen, zur Herbstzeit gebracht. Die jungen Bauernsöhne, Töchter, Knechte und Mägde kamen zu diesem Zwecke wechselweise bei den Besitzern zusammen und in 1 bis 1½ Stunden lag der weiche Flachs in „Rüpen“ und „Topp“ beisammen. Nach der Arbeit gab der Besitzer eine kleine Abendmahlzeit mit Brot, Butter, Wurst und Schnaps. Das gab für die Jugend ein paar gesellige, fröhliche Stunden. Den Beschluß bildete das Schwingen und Hecheln, wodurch der Flachs spinnreif gemacht wurde.

Im Winter begann nun das Spinnen, namentlich des Abends. Da gingen die Bauerntöchter und Dienstmägde — auf dem Dorfe kannte man keine großen Standesunterschiede — zu einem Besitzer, bei dem alle Spinnerinnen zusammenkamen. Die Abende wechselten bei den Bauern. In kleinen Bauerndörfern waren alle zusammen, in größeren bildeten sich mehrere kleine Gruppen. Dieses Zusammenarbeiten spornte die Spinnenden zu größtem Eifer an und eine wollte es immer der andern zuvortun. Während die Mädchen spannen, lagen oder saßen die Burschen faulenzend auf der großen Ofenbank.

Leat man vor hundert Jahren in ein Bauernhaus, so sah man oft als einzige Beleuchtung in dem großen Kamin (Schweiw genant) der Stube

den brennenden Rienspan. Eine von den Mägden des Hauses saß dicht am Herde und legte, sobald ein Scheit verbrannt war, wieder auf. Die andern saßen spinnend, singend und erzählend um den Kamin. Allmählich kam dann die Dellampe auf. Zeitungen gab es in den Dörfern bei den Bauern nicht, neugierig waren aber die Menschen ebenso sehr wie heute. Dafür traten Erzähler auf. Nun denke man sich, wie eine flotte Schar von fleißigen Spinnerinnen und Burschen einen flotten Märchenerzähler umjubelte. Je gruseliger er seine „Geschichten“ vortrug, desto inniger und fester mußte sich das geängstigte Mädchen an einen Beschützer halten. Aus dieser Begleitung aber bis vor Liebchens Haus ist dann oft ein lebenslänglicher Bund entstanden. In den Spinnstuben wurde auch der Gesang gepflegt. Meistens waren es alte Volkslieder: Natur-, Liebes-, Wander- oder Kriegslieder.

Um die Flachswooden sah man vielfach Pappanhüllungen, die gedruckte Liedertexte enthielten, dessen Inhalt durch bunte Bilder veranschaulicht war. Im Februar war die Spinnzeit meistens vorbei, dann klapperten in allen Bauernhäusern die Webstühle. Es wurden aber nicht nur Leinen-, sondern auch Baumwoll- und Wollgarne verwebt zu allerlei Kleidern.

Wenn die Bäume anfangen zu blühen, dann war die Zeit zum Bleichen der Leinwand gekommen. Diese wurde vorher in Fässer mit warmer Lauge von Buchenholz gelegt. Dies nannte man „büken“, damit die Schmiere oder „Schlichte“, mit der das Garn beim Weben eingefettet war, herauskomme. Dann legte man das Linnenzeug auf die Bleiche an einem Gewässer und es wurde an trockenen Tagen mehrmals begossen. War die Bleiche nicht dicht am Hause, so schlofen Knechte des Nachts in Strohhütten dabei nebst wachsamem Hundem, damit die Leinwand nicht gestohlen wurde.

Das Gefinde erhielt früher einen Teil seines Lohnes in natura, darunter befanden sich auch Leinwand und selbstgewebte Kleiderstoffe.

Was eine Bauernfamilie von den gewebten Stoffen übrig hatte, wurde auf den Leinwandmärkten in den Städten verkauft: in Kolberg z. B. am „großen Freitag“, dem letzten Freitag im Oktober, der auch Leinwandmarkt hieß.

Durch Spinn- und Webfabriken wurden die Webstoffe in den Vorkriegszeiten sehr billig. Da hörte der Flachsbaue, das Spinnen und Weben mehr und mehr auf. Die heranwachsende weibliche Jugend lernt kaum noch spinnen und weben. In der Kriegszeit und nachher wurden die aufgeschickerten Linnenvorräte knapper, da begann man wieder, Flachs anzubauen. In einige Gegenden Pommerns kommen Händler von Spinn- und Webfabriken und tauschen den Rohflachs gegen gewebte Leinen- und Baumwollstoffe aus. Das ist auch gut, die Fabrikanten brauchen dann die Rohstoffe nicht aus dem Auslande zu beziehen.

Es wäre sehr zu bedauern, wenn die einst so wichtige Hausindustrie des Spinnens und Webens ganz aufhören würde. Durch sie wurde nicht bloß die derbe, sehr haltbare und wertvolle Leinwand geschaffen, sondern der Landmann erzielte durch die selbst hergestellten Webstoffe auch manche Einnahmen und das Gefinde dauerhafte Aussteuerstoffe. Man beginnt daher neuerdings, durch Webkurse die Hausindustrie zu erneuern und zu beleben; z. B. veranstalten der sehr rührige Vorsitzende des Kolberger Heimatvereins Dr. Dibbelt nebst Gattin solche Webkurse. Auch am Webstuhl der Samundstube des Kösliner Heimatmuseums wurde in letzter Zeit tüchtig gearbeitet. Mögen beide Stellen gute Erfolge erringen. Dann wird's wieder von der deutschen Hausfrau heißen, was Schiller in seinem Lied vor der Glocke sagt:

„Sie füllet mit Schänen die duftenden Läden und dreht um die schnurrende Spindel den Faden und sammelt im reinlich geglätteten Schrein die schimmernde Wolle, den schneeweißen Lein!“

Schabernackskaten.

III.

Die Bezeichnung Schabernack für derartige Ausbauten oder vereinzelt liegende Gehöfte ist in Pommern recht häufig. Herr Dr. Haas in Stettin teilt uns folgendes mit: „Von Rügen habe ich noch einige weitere Beläge notiert. Auf Hiddensee heißt die erste Häuserreihe des Dorfes Plogshagen Schabernack (Segebrecht, die Insel Hiddensee S. 18). Der Ausbau von Valsbyh im Kirchspiel Trent, unweit der Küste gelegen als einfaches Gehöft, heißt ebenso. Die v. Hagenow'sche Karte vom Jahre 1820 nennt ein Schabernack zwischen Gr. Schorik und Dumsevig. Damit sind ein paar Katen gemeint, die zu dem

1812 geschleiften und mit Dumsevig verbundenen Gute Ubedel (Rsp. Garz) gehörten. Ein Ausbau von Kratovik bei Putbus heißt noch jetzt Schabernack. It heww twintig Johr tom Schabernack wohnt, erzählte mir ein früherer Bewohner dieses Gültchens. Endlich führt das Postbuch noch ein Schabernack bei Sehlen auf Rügen an, das ich aber nicht kenne.“

Das in der vorigen Heimatbeilage von mir erwähnte Schabernack bei Petershagen wird auch von H. Berghaus, Landbuch von Pommern III, 1, S. 401 f. genannt. D. Anoon.

Auch auf unserer Rösliner Feldmark hat es ehemals einen Schabernackskaten gegeben. Im Besitze von Fräulein Elfriede Heinsius befindet sich eine 1829 von einem Premierlieutenant v. Petersdorff gelegentlich kartographischer Aufnahmen in unserer Gegend angefertigte Karte der Stadt Röslin. Auf dieser ist auf der damals noch unbebauten Flur, etwa in der heutigen Gegend Ecke Füllier- und Lehrmarstraße, ein Gehöft, bei welchem der Name „Schabernackskaten“ verzeichnet ist. Auch hier handelt es sich um einen Ausbau an der Grenze vor den Toren der Stadt. Vielleicht sind ältere Einwohner unserer Stadt noch in der Lage, Näheres

über diesen Katen, sein späteres Schicksal und seine ehemaligen Bewohner zu berichten und so zur Klärung des Umstandes beizutragen, der hier zu dieser Namengebung geführt hat.

Die Liste der bisher aufgeführten Schabernackskaten in Pommern mag noch ergänzt werden an Hand des von der Oberpostdirektion Stettin 1928 herausgegebenen „Verzeichnisses sämtlicher Ortschaften der Provinz Pommern“ durch folgende:

Abbau Schabernack mit einundzwanzig Einwohnern bei Sentenhagen (Kr. Kolberg-Rörlin).

Abbau Schabernackskaten mit vier Einwohnern bei Wusterwitz (Kr. Schlawe). Dr. Schulz.

Lob der plattdeutschen Muttersprache.

Ein Streifzug durch die niederdeutsche Literatur.

Von Karl Demmel.

Muttersprache — plattdeutsche Muttersprache — verstehen wir es uns nicht: sie ist im Aussterben begriffen trotz aller Erhaltungsbemühungen! In Niederdeutschland gilt es bekanntlich in vielen Gegenden nicht als „sein“, plattdeutsch zu sprechen. Es sei zugegeben, daß für manchen Menschen durch das Nebeneinander von Hoch- und Plattdeutsch Sprachschwierigkeiten entstehen. In niederdeutschen Schullesebüchern findet man sehr selten plattdeutsche Gedichte oder Erzählungen. Natürlich wird das Plattdeutsche nie Salonsprache werden; es ist nun einmal des breiten Volkes Muttersprache und kommt aus innerstem Herzen. Auf dem Lande lebt dieser Rest altfriesischer Sprachtums noch fort, und das ländliche Volk wird sich gottseidank so rasch doch nicht an das rein Hochdeutsche gewöhnen wollen. Unsere Aufgabe soll es einmal sein, etwas zum Lobe der plattdeutschen Muttersprache mit plattdeutschen Dichtern zu sagen. Manche Poeten wußten ganz wunderbar darüber zu schreiben! Wohl das aller schönste plattdeutsche Gedicht über die plattdeutsche Muttersprache schrieb Klaus Groth. Wir möchten aus diesem Poem nur diese Zeilen zitieren:

„Mien Moderspraak, wa klingst du schön!
Wa büst du mi vertraut!
Beer of mien Hart as Stahl un Steen,
Du dreewst den Stolt herut.
Mien Moderspraak, so slicht un recht,
Du ole frame Reed!
Wenn bloot en Mund „mien Vader“ seggt,
So klingst mi't as een Beed.
So herrli klingst mi keen Musik
Un singt keen Nachdigall!

Mi lopt je gliest in Ogenblik
De hellen Trahn hendaal.“

Der Hamburger plattdeutsche Dichter Robert Garbe gibt dem Lobe seiner Muttersprache durch diese trefflichen Worte Ausdruck:

„... So kumm den ut min egen Bosh,
Min hattleiw Moderspraak,
De Sewen blagt, de Sünn' shint gel,
Un plattdütsche Leidd ut Saffentel
Ik frisch as Morgendaal.“

Wer diese plattdeutschen Zeilen aufmerksam liest, dem fällt auch die Verschiedenheit der dialektischen Schreibweise auf, so ist diese auch wieder anders in einem Gedicht von Godehard, worin es zu unserem Thema u. a. lautet:

„So lang as noch uns Schepen gaht,
So lang as noch uns Dieken staht,
So lang as noch uns Flaggen weicht,
Blifft Plattdütsch Baas in Leed un Freid!
Holt fast, halt fast!, denn geiht dat klar,
Denn leert uns Spraaak noch dusend Sohal!“

Im westfälischen Platt schreibt Augustin Wibel das Gedicht, betitelt „Mien leuwe oalle Moderspraak“, das wir in seiner Kürze hier ganz einschalten wollen:

„Du bis de ruggen Wiage gaohn,
Du häs de sure Arbeit daohn;
Nu nimm dien beste Sunndagskleed,
Nu stimm äs an dien schönste Leed!
Häs lang' genoeg tobuten staohn,
Nu fett di daal an usen Säd,
Du bis den Aehrenplatz wull wäd.“

Und aus dem hannoverschen Lande möchten wir aus einem Gedicht „Zwei Woore“ von Christian

Flemes die Schlusstrophe hier Platz finden lassen, indem der Verfasser Heimat und Muttersprache als ursprüngliches inneres Gut hinstellt:

„Zwei Woore staht met schremen
in'n Harten deip un klar,
dei sind da stahn eblewen
dör manning, manning Jah;
dei beiden Woore gelt met
veel mehr als Geld un Gut:
Min' Mutterpraak', min Heimat,
ji komet nich weer rut.“

Auch Mecklenburg und Pommern, mit zwei Hauptkämpfern der plattdeutschen Sprache, mögen in diesem literarischen Streifzuge vertreten sein. Zunächst kommen zwei mecklenburgische Dichter zu Worte: Fritz Reuter, sozusagen der Klassiker der mecklenburgisch-plattdeutschen Dichtung, schreibt in seinem „Sanne Rütte“ von der „plattdütschen Sprak“ in einem Gedicht „De Eikbom“:

„... Un doch gräunt so lustig de Eikbom
up Stunns,
wi Arbeitslaid hemwen em wohrtl
De Eikbom, Herr König, de Eikbom is uns',
uns' plattdütsche Sprak is't un Ort!“

Und der andere Dichter heißt Ernst Samann, der in „Mien Mudderspraak“ auch Reuters und Brinckmanns gedenkt, es lautet:

„Mien Mudderspraak, so rief un vor,
bald liggst du up dei swarte Bohr,
wi warden di begraben.
Dat of dat Schöne möt vergahn!
För di gicht dat kein Uperstaahn,
kein Wedderseihn dor haben.
Dicht bi dien Sarg in swarte Dracht,
holl'n Reuter, Brinckmann Dodenwach!
Dien Dichterpaar ward blicben.
Oh, sünn id ehren vullen Klang,
in mien' Leiden, Drangung
mit mien rod Hartblaud schrieben.“

Sehr gefühlvoll weiß der pommersche Landpastor Walter Schröder von seiner Muttersprache zu schreiben; aus einem langen Gedicht darüber zitieren wir nur die Eingangstrophe:

„Für id min Mudderspraak
Ward de Erinnerung wal
An mine Lied:
Dröm mi mit Hart un Hand
Fr'warts in't Rinnerland
An Muddings Sied.“

Der Rügenische Mundartdichter Fritz Born verfaßte in Erinnerung an eine süddeutsche Reise ein Gedicht „Min Mudderspraak“, das mit einigen Zeilen hier auch stehen soll:

„O plattdütsch Sprak, min Mudderspraak,
id hür di doch tau girn,
un wer di nich tau schätzen weit
de teih mal in de Firn!“

Deutsche Heimatbücher.

Untergang der Dorfkultur. Von Joseph Weigert. Verlag Knorr & Hirth G. m. b. H., München 1930. 122 S. Pr. 2,70 Mark.

Das prächtige, mit einem warmen Herzen für alles Echtes und Wahres von einem Kenner des deutschen Bauerntums geschriebene Büchlein beschreibt zunächst das Wesen unserer alten Dorfkultur, ihre sittlichen und vaterländischen Werte, beleuchtet dann die Gründe, die zu ihrem Schwinden in unserer Zeit führten und zeigt schließlich die Wege zur Erhaltung und Erneuerung dieser in sich geschlossenen und für die Struktur unseres Staates so wichtigen bodenkundigen Kultur. Einen Begriff von dem Inhalt des Büchleins mögen folgende Schlussworte geben: „Wenn die Bauern wußten, wieviel Kraft in ihnen schlummert, wie ein kerniger bäuerlicher Einschlag in unserer gesamten Kultur für die körperliche und geistige Erneuerung notwendig ist; wenn sie wußten, was sie alles noch für das Volk leisten könnten. Der russische Dichter Dostojewski entfremdet sich einmal als Kind zu weit vom väterlichen Gutshof. Er geht quer selbein. Plötzlich bleibt er erschrocken stehen. Es ist ihm, als habe er den Ruf vernommen: „Der Wolf kommt!“ Rasch will er in die

schützende Nähe des Vaterhauses zurückeilen — da sieht er auf dem nächsten Acker einen Bauern pflügen. Zu dem läuft er hin; weinend umklammert er voll Angst seinen Arm und stammelt von dem Schrecken, der über ihn gekommen ist. Der Bauer macht das Kreuz über den Knaben, tröstet ihn und verspricht ihm, er werde ihn nicht vom Wolf fressen lassen. — Das ist ein Gleichnis für das, was vielleicht noch kommen wird. Es kann sein, daß die anderen Volksschichten noch ihre Zuflucht zum Bauern nehmen. Und der Bauer, wenn er sich in seiner Art, Tüchtigkeit und Gläubigkeit erhalten wird, wird sie schützen und nicht untergehen lassen.“ Wir wünschen dieses Buch nicht nur in der Hand unserer Landlehrer und Landpfarrer, sondern auch in der Hand recht vieler Bauern, alter wie junger, zu sehen, die sich berufen fühlen, mitzuarbeiten an der Erhaltung deutschen Volkstums und deutschen Geistes.

*

Hans Brüggemann. Tragödie in fünf Akten von Hans Ehrke. Quiddorn-Verlag Hamburg 1. Preis 1,50 Mark.

Weit über Niederdeutschlands Grenzen hinaus ist der im Schleswiger Dom befindliche, ursprünglich in der Klosterkirche in Bordesholm aufgestellte,

von Hans Brüggemann geschnitzte Altar bekannt. Nach der Müllenhoff'schen Sage sollen Mönche den Schnitzmeister nach Vollendung seines Kunstwerkes des Augenlichtes beraubt haben, damit kein Werk dem Bordesholmer gleich oder gar schöner würde. Diese sagenhafte Ueberlieferung vom tragischen Schicksal Meister Brüggemanns hat Hans Ehrke zur Gestaltung eines niederdeutschen Künstlerdramas gereizt. Was Hans Ehrke uns hier vorsetzt, ist keine Zusammenfügung geschichtlicher Geschehnisse, sondern reine Dichtung. Ergreifend wirkt es, wie der Meister erkennen muß, daß er seine schöpferischen Gedanken nicht mehr in die Tat umsetzen kann. Ein völlig Gebrochener, läßt er sich von seiner alten Mutter heimführen.

*

Im neuen Ostdeutschen Naturwart (3. Jahrgang Heft 2, H. Krumbhaar, Liegnitz, sechs reich illustrierte Seiten 6,00 RM.) schildert Professor Fritz Braun die Landschaftsformen im Freistaat Danzig. Museumsdirektor Dr. Herr gibt den ersten Bericht über ein neues, 5 Millionen ehm. fassendes Raolinlager im Kreise Rothenburg. Strunkat erzählt von altpreussischen, fischesführenden Städtewappen. Bergdirektor Dr. Niemczyl bietet das Neueste über obererschlesische Erz- und Steinkohlenvorkommen. Der Tierfreund

Ja bin gewiß, denn markt hei irst,
wo schön bin weiler Klang,
un jedes truge plattdütsch Wurt
Wingt em es Engelsfang."

Und sehr hübsch bringt der schon einmal zitierte
Ernst Hamann das zum Ausdruck, wenn einer
aus der plattdeutschen Heimat stammt und spricht
nicht seine Muttersprache, sondern sich

„bi Plattdütsch binah bei Lung afbrecht,
as ob kein Würdken hei snaden kann,
id mein, bei Mann heit'n lütten bi an."

Wir wollen unseren Streifzug beenden mit einem
Gedicht, betitelt „De plattdütsche Kiel“ von

S. Jahnke, der eines Tages vor der Himmels-
pforte stehen wird, doch hören wir nur:

„Un stah id dor haben vör de Himmelsdör,
Un willen's nich Lat-in mi gewen,
Denn rop id: En plattdütschen Kiel steiht dorvör!
Un Petrus seggt: „Kin in den Hewen!“
En plattdütsches Engelen leid't mi in'n Saal,
Fris Reuter röppt: „Jung, wes willkommen.“
Mit min sel'gen Landslid sing' denn alltomal
Dat plattdütsch Hallelujah — Amen!“

So ist noch allenthalben der ernste aber auch
der heitere Sinn für die plattdeutsche
Muttersprache vorhanden. Letztes urdäuisches
Kulturgut lebt in dieser Sprache noch bis jetzt fort.

Eine pommerische Bernsteinmedaille.

Von Dr. Herbert Spruth, Berlin-Lichterfelde.

Pommern hat in künstlerischer Hinsicht dem deut-
schen Vaterlande weniger große Werke geschaffen als
andere deutsche Gebiete. Die Gründe aufzuzeigen,
würde hier zu weit führen; es genügt der Hinweis,
daß wir die gleiche Erscheinung wie bei Pommern
auch in den Nachbargebieten des norddeutschen Tief-
landes finden. Dennoch gibt es schöne Ausnahmen.
Sie sind nur noch allzu oft unbekannt. Eine Kunst,
die für Pommern während mehrerer Jahrhun-
derte von größter Bedeutung war, ist die des Bern-
steindrehens. Neben ursprünglich Brügge
in Flandern, Lübeck, Kolberg, Elbing, Danzig wur-
den ganz besonders in Stolp und Königsberg die
Kunstgegenstände hergestellt, die alle
Welt erfreuten, von aller Welt, besonders den orien-
talischen Ländern, stets sehr begehrt waren. Hier
und da sind in der Literatur Einzelheiten bekannt,
was für besondere Kunstgegenstände den emsigen
und geschickten Bernsteinkünstlern gelangen. Irgend
eine Uebersicht über das von deutscher, besonders
pommerischer Hand Geschaffene fehlt leider; es wird
auch nicht mehr völlig rekonstruiert werden können.
Aufstellungen haben wir erst von der preussischen
Bernsteinmanufaktur ab.

Eine Besonderheit sei hervorgehoben aus dem
reichen Schaffen der Künstler herausgegrif-
fen. Eine Medaille ist fast unbekannt. Im
Gebiet der Kunstgewerbe und Alter-
tümer befindet sich eine Schaumünze aus
Bernstein, die in ihrer Art zu den allergrößten Sel-
tenheiten gehört.

Auf der Vorderseite ist Friedrich der Große in
links gewandtem Brustbild abgebildet, auf der

Rückseite eine unter einem Maulbeerbaum sitzende
junge Frau, die Seidentolons abhaspelt. Beide
Seiten der Medaille sind erhaben, nur die Legende
(Umschrift) ist vertieft. Die Schrift war ursprüng-
lich reich vergoldet, wovon heute nur noch Reste vor-
handen sind. Aus den kurz beschriebenen Abbildun-
gen und der Umschrift „Fridericus Instavator
Industriae Sericae Prvss (icae)“ (Friedrich der Wie-
derhersteller der preussischen Seidenindustrie) eige-
ben sich schon die weiteren Zusammenhänge. Das
Medaillon ist eine Nachbildung in Bernstein der
bekannteren Abrahamsohnschen Medaille auf den pr.
Seidenbau aus dem Jahre 1783. Abrahamsohn war
einer der berühmtesten Berliner Medaillenkünstler.
Die Nachforschungen, welche Bewandnis es mit der
bernsteinernen Nachbildung hat, führten zu einem
überraschenden Ergebnis. Die Münze stammt aus
Pommern, und zwar aus Stolp, der damaligen Hoch-
burg der seltenen Kunst, den Bernstein zu verarbei-
ten. Der Stolper Bernsteindreherskunst war es
um die Gunst des einflussreichen Ministers von
Herzfeld zu tun, der ein eifriger Förderer des Sei-
denbaues war, und der selbst aus eigenen Mitteln
Goldpreise und für wohlhabendere Leute, denen er
kein Geld anbieten konnte, die genannte Preis-
medaille in Silber usw. zukommen ließ.

Wenn auch schon Friedrich Wilhelm I. Maulbeer-
baumpflanzungen veranlaßte, so auf den Wällen von
Berlin und Spandau, auf den Friedhöfen der Dör-
fer und Städte, so ist Friedrich der Große dennoch
nicht nur, wie die Inschrift der Medaille sagt, der
Wiederhersteller, sondern der Hauptschöpfer des
Seidenbaues in Preußen gewesen. Graf von Herz-
feld hat ihn dabei in der uneigennützigsten Weise

unterstützt. Herzfeld hatte auf seinem eigenen Gute
Brig bei Berlin selbst eine große Seidenbauzucht.
Um 1779 setzte ein allgemeiner Wettstreit ein; die
Namen der erfolgreichsten Produzenten werden ver-
öffentlicht. 1783 gelingt es einem pommerischen
Pastor (Sudow) in Stargard, gar 30 Pfund reine
Seide in einem Jahre zu erzielen.

Diese nützliche Schwäche des Ministers von Herz-
feld für den Seidenbau war der Stolper Junst be-
kannt. Sie brauchte damals gerade Fürsprache beim
König, denn Stolp litt oft Mangel an genügendem
Rohmaterial für seine zahlreichen Bernsteinarbeiter.
Da benutzte die Junst die gelegentliche Anwesenheit
des Ministers in Stolp, um ihm mehrere Ehren-
geschenke zu machen. Herzfeld war selbst Pommer
und hatte sich gelegentlich schon Bernsteinarbeiten
in Stolp machen lassen. Der geschickteste Meister
der Junst, Georg Friedrich Spruth, stellte für den
Minister im Auftrage der Junst die besagte Bern-
steinmedaille, auch ein Schachbrett in Bernstein her.

Wer sich mit den hochinteressanten Einzelheiten,
auch in numismatischer Hinsicht, vertraut machen
will, sei auf Dr. Tassilo Hoffmans Ausführungen
in „Alt-Schlesien“, Band II, Heft 2, 1928, hingewie-
sen (herausgegeben vom Schlesischen Altertumsver-
ein, Breslau). Diese pommerische Bernsteinmedaille
kam dann aus der Familie der Herzfelds an die
Freifrau von Anobelsdorf auf Jedlitz. Diese schenkte
die „Schaumünze“ um 1800 an die Kgl. Friedrichs-
schule, von wo sie an die reformierte Kirche in Bres-
lau, später an das Museum kam. Besser wäre sie
wohl, wenn überhaupt in den wenig besuchten Mu-
seen, in Stettin oder Stolp am Platze. —

Anfang des vorigen Jahrhunderts wurden viele
gelehrte Abhandlungen über dieses pommerische
Kunstwerk geschrieben. Die Schwierigkeiten der tech-
nischen Herstellung hat am besten Tassilo Hoffmann,
übrigens auch ein Pommer und anerkannter Pala-
ologe und Numismatiker, gewürdigt. Sollte es sich
nicht für das Pommerische Provinzialmuseum lohnen,
wegen des Erwerbes dieser bernsteinernen Selten-
heit mit Breslau zu verhandeln? Vielleicht wäre
ein Erfolg im Wege des Austauschtes möglich. —

Zum Schlusse sei erwähnt, daß der genannte
Künstler keinen sämtlichen sehr zahlreichen Söhnen,
die Zahl sei schamhaft verschwiegen, Schachbretter
aus Bernstein und Elfenbein gedreht hat. Eine
Urentelin von ihm, die kürzlich im Alter von über
80 Jahren in Stettin gestorben ist, hatte seine Hand-
fertigkeit geerbt und wußte aus allerlei, allerdings
weicheeren Materialien als Bernstein, kleine Kunst-
werke, Willkommen, Service en miniature herzu-
stellen. Im übrigen ist die Kunst, den Bernstein mit
der Hand in geschliffener Vollendung zu bearbeiten,
leider ausgestorben. Auch kein Arbeiter der heu-
tigen Bernsteinsabriken traut sich an solche Arbeiten
heran, wie sie uns aus dem 18. Jahrhundert in
einigen schönen Exemplaren überkommen sind. —

findet eine fesselnde Schilderung von Univ.-Prof.
Pag über Tiere auf Borkum. Auch die Aufsätze über
die neue Forschungsstation Hiddensee und die Staat-
liche Keramische Fachschule in Bunzlau erweitern
den reichhaltigen Inhalt. Eine eingehende Darstel-
lung ist der Pflanzenwelt des ober-schlesischen Hülgel-
wäldes gewidmet. Im Interesse der naturwissen-
schaftlichen Heimatkunde und der Belange des deut-
schen Ostens wird der „Ostdeutsche Naturwart“ allen
Natur- und Heimatfreunden warm empfohlen.

*

50 Autoren über Hanns Hörbiger, den Be-
gründer der Welteislehre, zu seinem
70. Geburtstag. Sonderheft der Zeitschrift
„Schlüssel zum Weltgeschehen“, 128 Seiten, 2,50
Mark. R. Voigtländers Verlag, Leipzig G. 1.

Ein Lebenswerk liegt ausgebreitet! Das Lebens-
werk eines großen Menschen. Das Werk: es sprengt
fast den Rahmen, mit dem auch in außergewöhnli-
cheren Fällen die Lebensarbeit eines Helden, eines
Künstlers, eines Weisen umrissen werden kann. Und
der Mensch selbst: er repräsentiert in hohem Maße
das, was Wesen und Ruhm der Persönlichkeit aus-
macht. Wahrlich, die Tat dieses Menschen war keine
Alltätigkeit! — Sie entbirbt seinem Gehirn, intuitiv
erschaut, lobert die Lehre bligartig auf. Ein nap-

per genialer Einfall am Anfang — aber dieser
geniale Einfall ist eine Seltsamkeit, eine Köstlich-
keit, er wird zum Keim des gesamten, später so rie-
senhaften Lehrgebäudes. Und schon dieser Keim
trägt allen Baustoff mit sich, gebiert ihn geradezu —
logisch und zwangsläufig — aus sich heraus, den
Baustoff für das werdende Sonnenreich der neuen
Lehre: der Welteislehre! Machtvoll, immer groß-
artiger, immer kolossal pflügt sie bald neue, un-
erhörte Bahnen durch die Räume geistiger Welten,
schlägt sie durch das Dickicht unbekannter kosmischer
Geheimnisse kühnste Pfade, erobert sie nie zuvor
geahntes wissenschaftliches Neuland. Ein Menschen-
alter lang kämpft die Welteislehre, kämpft ihr
Schöpfer um Anerkennung. Ein Menschenalter lang
kämpfen sie einen harten Kampf. Jetzt endlich
scheinen sie — an dem Umfang ihrer Wirkung ge-
messen — die große Resonanz zu finden. Längst ist
das überhaupt interessierte Publikum aufmerksam
geworden, nachdenklich und begeistert. Auf den
Seiten des vorliegenden Heftes hat sich eine statt-
liche Schar von Freunden der Welteislehre zusam-
mengetan, ihren Meister und seine schöpferische Tat
zu ehren, weil diese Tat die Elemente
einer ungeheuerlichen geistigen und seelischen Berei-
cherung in sich trägt. Die Durchsicht dieses Heftes
gibt einen vortrefflichen Uebersicht über Ausbrei-

tung und Bedeutung der Lehre und die Größe
ihres Schöpfers.

Das Pommerische Volksliedarchiv bittet, es bei
der Suche nach Bänkeleliedern zu unterstützen. Die
Bänkeleliedern zogen einst auf Märkten und Volks-
festen mit grellen Bildern umher und fangen mit
oder ohne Musikbegleitung die blutrünstigen, schau-
rigen Lieder, die sie nachher für geringes Geld an
die Zuhörer verlaufen. Noch in letzter Zeit sind
solche Bänkeleliedern wieder in Anklam und Wolgast
zu hören gewesen. Es wird herzlich gebeten, mit-
zuteilen, ob und wo in den letzten Jahren Bänke-
leliedern auftraten, welche Lieder sie gesungen und
verkauft haben, welcher Art die Musikbegleitung war
(Ziehharmonika, Vielerkasten usw.), ob noch fliegende
Blätter, auf denen die Lieder verlaufen wurden, er-
halten sind, wie die Bilder beschaffen waren, zu
denen gesungen wurde (Leinwand auf Holzgestell,
auf Wagen gespannt usw.), wer sang, wer die Bil-
der erklärte, wer die Begleitung machte (eine oder
mehrere Personen)? Schließlich wird gebeten, falls
noch irgendwem Namen und Anschrift solcher jah-
renden Leute bekannt sind, diese anzugeben. Alle
Einsendungen werden erbeten an das Pommerische
Volksliedarchiv, Greifswald, Germanistisches Se-
minar.

Schwänke und Schnurren aus Hinterpommern.

Von A. Gadda, Reinwasser.

(Fortsetzung.)

63. Gut gegen den Durst.

Vor dem Gasthause des alten Mielke in Barkögen hielt eines Tages ein Fuhrwerk aus der Stadt, auf dem ein Herr und zwei Damen saßen. Der Herr fragte den vor der Thür stehenden Wirt: „Haben Sie Limonade?“

„Neel!“

„Haben Sie Malzbier?“

„Neel!“

„Na, was haben Sie denn?“

„Sehr scheidene Quadratteef o gaude Schottenhering.“

„Was sollen wir damit? Haben Sie nicht einen echten Steinhäger?“

„Ne, aber echte Kopenhägner!“

Der Kopenhägner ist ein Priemtabal. Graf Mielke priemts gern.

64. Wenn de Minsch sine Wille kriegt.

Zum Graf Mielke kommt mal wedder e Reisender o fordert o Glas Beier o ne Zigar für ne Grosche. Nah ne Wil kommt e Bur o seggt: „August, giff mi doch twee Zigare für ne Groschel!“

Dat was dunn noch ne ander Tit as hit, dunn getwe de Gastwirts noch twee Zigare für ne Grosche, o wenn sei gant weere, ud drei. Mielke giff nu dem Bure twee ut de silwtige Kist.

Doa springt de Reiser up o meint, wat dat weer; em hebb hei ut dee Kist bloß ein Zigar gäwt o dem andre twee.

„Dat stimmt“, seggt Mielke, „aber Sei hebbe jo ud nich mehr verlangt!“

65. Geschäftstüchtig.

Kaufmann Jeschke sitzt in seinem Kontor in die Arbeit vertieft. Da öffnet der Lehrling die Thür und sagt: „Herr Jeschke, die kurzen Groschenzigarren sind alle geworden; nun sind bloß noch die langen Stinkpfeimzigarren da. Was soll ich nun machen?“ Vergerlich über die Störung antwortet der Kaufmann: „Du weißt dir auch nie zu helfen. Schneide von den langen ein Ende ab und verkaufe sie für einen Groschen!“

66. De grote Fisch.

De Gastwirt August Schröder in Gloddow was so e richtig Spatzvogel. Eis bestell' de Pächter Meyer ut dem Wulfsberg bi em Fisch to de Hochtid, twee Kerw vull.

„Wenn dat aber kein grote giff?“ seggt Schröder.

„Jo, denn schid, wat du kriegst. Fisch mußt ik hebbe.“

De Dag vör de Hochtid kommt Meyer des Morgens vörbi o freggt: „Du leßtst doch hit fische?“

„Jo, wi ware glik anfang.“

„Na, sol ik mußt noch nah de Stadt, aber up Middelag kimmte eie o ward sei affhale.“

Sei fische nu o krige ud väl Fisch, aber luter son' kleine Nutte, o dei schickt Schröder mit. As Meyer gegen Abend ut de Stadt kimmte, freggt hei:

„Na, gaff det Fisch?“

„Na naug o väl.“

„Were sei ud grot?“

„Jo, väl doarvun wäge e Pund.“

„Dat is scheen! Denn sind se gant tum Katen o Draden.“

Nah de Hochtid kimmte Meyer o will de Fisch betahle o seggt tau Schröder: „Du sädst, väl vun de Fisch weige e Pund, aber wi künne fif bet sek up de Wag' legge, denn was dat noch keie Pund. Du heft mi scheen wat vörred't.“

„Wo hebb ik di wat vörred't?“ seggt Schröder.

„Fif oder sek sind doch nich väl. Legg ma fuszig ore sekzig up, dann wäge sei noch äwer!“

67. De kleine Tuffle.

Eie Joahr hebb Schröder ne frisch Sort Tuffle fett, Champignons, oder as de Lid' säde, Champetuffle. Dat wurde ganz schmeellige Beister, o hei kamm doarmit eine grote Beraup. As hei eis nah Nummelsburg kimmte, seggt de Schaupfer Banfemer to em: „Du heft will bei Champetuffle? Dei säle jo sehr grot ware.“

„Jo, väl doarvun äwer e Pund.“

„Na, mit dine väse, doar schwig ma still. Dat keim ik all. Aber dat schadt nisch. Bring ore schid mi ma ne Zinmer mit, aber nich de grote, nee, son' kleine to de Satt!“

„Na, jo!“

Schröder sammelt nu de grettste ut, wat hei hett, o schickt se em hen. As Banfemer em wedder trefst, seggt hei: „August, Minsch, wat heft du maht?“

„Wat hebb ik maht?“

„Du fußt mi doch kleine Sattuffle schide, o du schickt mi son' grote as Welper!“

„Dat were de kleinste, klemmer hebb ik nich. Doa fußt du ma erscht de grote seihne, dei gahne tum inne Korf rinn!“

Fürstlicher Besuch auf dem Gollenberg im Jahre 1817.

Am 15. Juni 1817 traf in Begleitung ihres Bruders, des Prinzen Wilhelm von Preußen, die Prinzessin Charlotte, spätere Garin Alexandra von Rußland, auf der Reise nach Petersburg, wohin sie sich als Verlobte des damaligen Großfürsten Nikolaus begab, in der Stadt Köslin ein. Die fürstlichen Gäste wurden von einer Abordnung der Bürgerschaft an der Stadtgrenze empfangen und an dem festlich geschmückten Neuen Tore durch den Magisterrat und die Geistlichkeit der Stadt willkommen geheißt. Eine Anzahl weißgekleideter Jungfrauen überreichte der fürstlichen Braut einen prächtvollen Blumenstrauß mit einer Adresse in poetischer Form. Am Abend fand eine Beleuchtung der Statue Friedrich Wilhelms I. auf dem Marktplatz statt und im Anschluß daran wurde den Gästen ein Festspiel vorgeführt, das Bezug auf den Anlaß dieser Reise hatte.

Am nächsten Morgen ging die Fahrt weiter durch's Mühlenort, die Zauer Landstraße entlang zum Gollen. Auf der Spitze des Gollen, dort, wo heute das Gollenkrenz zur Erinnerung an die Gefallenen von 1813/15 steht, war eine Tribüne aufgebaut, von welcher aus die Reisenden mit einem mehrstimmigen Festgesang begrüßt wurden. Danach trat eine Anzahl junger Mädchen aus Jamund in der eigenartigen Tracht ihres Dorfes auf die Prinzessin zu. Die Schar wurde geführt von einer Anna Lassahn im Schmuck einer Jamunder Braut. Diese begrüßte die Prinzessin mit einem vom Oberprediger Kirchhof, Köslin, der vorher Pfarrer in Jamund gewesen war, in Jamunder Mundart abgefaßten Gedicht, das damals auch in einem Sonderdruck veröffentlicht wurde und von dem in unserm Kösliner Heimatmuseum ein wohlerhaltenes Exemplar sich befindet.

Da von älteren Proben heimischer Mundart aus unserem Kreise wenig erhalten ist, bringen wir nachstehend den Wortlaut dieses sonst gerade nicht poetisch wertvollen Ergusses, der aber vielleicht auch für die Sammlung zum Pommerschen Wörterbuch nicht ohne Wert ist. Die Ueberschrift lautet:

„Aver an Aler Könniglik Hohait de Prinzess Scharlott van Prüßsen as Se wy Brut dörrh Kößlin toog, holle von eene Brut ut dem Kämrng-Dörrh Jamund am sösttignde Högmaan 1817 up dem Collebarg.“

Willkame hie an usen Strann,
Uf Könningsdöchterle!
De schmuckte Brut im Prüßsche Lann,
Dat' nargens schmucker gäwe kann,
Quaim se ut wiet, wiet äwer See.

De Mander, as se liewt im läwt,
Is us Prinzesse Brut.
Son Fruw hewt gar nich wedder gäwt,
De so uyt Gaud hin was besträwt,
Se sach recht as en Engel ut.

Us Dörrh denkt faken an dat Glick;
Ut är gefail us Dracht.

Als Dank hierfür schenkte die Prinzessin den Jamunderinnen ihre goldene Kette, welche seitdem jede Jamunder Braut an ihrem Hochzeitstage trägt.

68. Jung', fall nich!

Der Arbeiter Böschke geht eines Sonntags bei schönem Frühlingswetter mit seinem jungen Sohn nach dem nächsten Dorfe. Der Knabe ist vergnügt, weil er mitgehen darf; er springt munter umher, sieht nach den Vögeln, läuft hinter einem Hasen her, schenkt ein paar Krähen auf und scheidet aus Leibeskräften ihnen nach. Dem Vater wird das mit der Zeit zuviel und er sagt: „Jung', gah vernünftig, fußt passiert di noch wat.“

„Vater, wat fußt mi passiere?“ sagt der Junge. „Na, du warst ma seihne! Du siehst immer, wat doar fliggt, aber nich, wat doar liggt. Du warst mal dalsfalle o di dichtig stete.“

Sie gehen weiter. Da sagt der Vater: „Jung', fall nich, doar liggt e Stein.“

„Wor, Vater?“

In demselben Augenblick haft der Vater mit dem Fuß hinter den Stein, fällt hin, stößt sich empfindlich das Knie und schreit wütend: „Ma hier! Kast du nich seihne, du bling' Hund?“

(Fortsetzung folgt.)

O, se bewees recht könniglik

Un use öltre Süßtre sil.

Dat fröwt us hüt noch Dag un Nacht.

Se trecke nu in Rawers Land

To gaude Lide hen.

Gott föhr Se hen an syne Hand,

Se sägn An Aere nyge Stand,

Un lat' Ae wollgah bet ant Emm!“

Als Dank hierfür schenkte die Prinzessin den Jamunderinnen ihre goldene Kette, welche seitdem jede Jamunder Braut an ihrem Hochzeitstage trägt.

Geschenke für unser Heimatmuseum.

Aus dem Nachlaß des Herrn Rechtsanwalts Spenner, Köslin, sind folgende Gegenstände dem Heimatmuseum überwiesen worden:

1. Eine Spindeluhre (vergoldet).
2. Ein großes Bild: Kaiser Wilhelm II., ein Bild: Hindenburg, ein Bild: Königin Luise, ein Bild: Der alte Frih, ein Bild: Wilhelm I.
3. Kösliner Marktplatz (zwei Bilder).
4. Drei lange Bilder (Kösliner Photographien).
5. Fünf mittlere, zum Teil Kösliner Photographien.
6. Eine große, eine mittlere und eine kleine Landkarte.
7. Vier kleinere Bilder.
8. Drei Bände Pommersche Illustrierte.
9. Vier Bände Heimatbelegen.
10. Ein Band Jubiläumsnummern der „Kösliner Zeitung“.
11. J. Benuo, Geschichte der Stadt Köslin (Hendesh, Köslin, 1840).
12. Nachrichten über das Kösliner usw. Geschlecht Schweder (Meiningen 1903).
13. Prof. Dr. Jonas, Henriette Händel-Schüh (Hendesh, Köslin, 1908).
14. Prof. Dr. Haas, Die große Lublische Karte von Pommern.
15. Rudolf Hannke, Königsberger Erinnerungen.
16. Franz Burckhardt, Die Stadtmühle in Köslin 1266—1924.

Ferner sind uns überwiesen worden:

17. Adressbücher von Köslin, Jahrgang 1897 bis 1915.
 18. Eine Karte vom Regierungsbezirk Stettin von 1707.
 19. Festschrift der Gasanstalt der Stadt Köslin 1912.
- Diese drei letztgenannten Nummern sind von Herrn Buchhändler Hoffmann.
20. G. Müller, Die Dichte der Bevölkerung im Regierungsbezirk Köslin, 1922. Geschenk von Herrn Studienrat Dr. W. John.
 21. Ein Abzeichen des Gemeindevorstehers von Schwemmin (preußischer Adler). Von Herrn Rittergutsbesitzer von Gerlach-Parlow.
 22. Ein Haubenkorb (etwa 1830). Von Fräulein Marie Marc, Köslin.